

DER NAME

- Pressemappe



Presstext

Seit knapp 15 Jahren bereichert das Junge Theater Klagenfurt (JTK) mit seinen Produktionen die Kunst- und Kulturszene der Landeshauptstadt.

Nach dem Motto „nicht stehenbleiben, sondern weitergehen“ hat das JTK sein Profil auch im Jahr 2023 weiter geschärft. So gelangte heuer mit „Herr der Fliegen“ ein Projekt auf die Bühne des klagenfurter ensemble, das junge, theaterinteressierte Menschen mit Schauspielprofis zusammenwürfelte und damit letztlich die universale Kraft des Theaters unter Beweis stellte. Es war ein partizipativer Prozess, den das JTK auch künftig mit zumindest einer Theaterproduktion jährlich anstoßen möchte.

Aber auch auf die Wurzeln soll nicht vergessen werden: Mit „Der Name“ kehrt das JTK in seine gewohnten Gefilde zurück und versammelt junge sowie junggebliebene Profis für eine Inszenierung, die ihrerseits wiederum einen zeitgenössischen, und damit jungen Anspruch erhebt.

Jon Fosse, einer der bedeutendsten Autoren des zeitgenössischen skandinavischen Theaters, verhandelt in „Der Name“ die Grausamkeiten des Belanglosen. Im Zentrum seines Bühnenstücks steht eine Familie. Keine dieser Figuren wird namentlich genannt. Einzig der Ex-Freund der schwangeren Tochter trägt einen Namen: Bjarne. Die Vermutung liegt nahe, dass die Familie ohne Namen für uns alle steht. Eine nach außen hin abgegrenzte Einheit. Regisseurin Angie Mautz interessiert an dem Stück vor allem das, was nicht gesagt wird: „Die Geschichte, die im Vordergrund steht, könnte in jedem Wohnzimmer stattfinden, aber da gibt es noch etwas anderes, das nur angedeutet wird, irgendetwas ist passiert, das wir nur erahnen können. Es geht um das, was nicht gesagt wird, vielleicht auch deshalb, weil es nicht gesagt werden kann. Das sind familiäre Dynamiken, die uns allen bekannt sind.“ Laut Mautz käme auch der Humor nicht zu kurz: „Das Stück besitzt eine ganz eigenwillige Komik. Eine Komik, die dadurch entsteht, dass sich das Publikum in ganz alltäglichen Situationen wiedererkennt.“ Die JTK-Produktion „Der Name“ ist zwischen 16. August und 2. September in der theaterHALLE11 in Klagenfurt zu sehen.

Handlung

Das Mädchen kehrt hochschwanger nach Hause zu seiner Familie zurück. Im Schlepptau hat sie den Jungen und vermeintlichen Erzeuger des Kindes. Lethargisch reagieren Mutter, Vater und Schwester auf deren Ankunft. Dem offensichtlichen Thema wird wortkarg aus dem Weg gegangen. Ein Tollhaus der Ereignislosigkeit. Doch plötzlich taucht der Exfreund des Mädchens auf und erweckt die Versammlung zum Leben. Ein Streit um den Namen des Ungeborenen bricht vom Zaun. Wer ist wirklich der Vater des Kindes? Und was ist mit Bjarne?

Übersicht

DER NAME

von Jon Fosse

Regie: Angie Mautz

Schauspiel: Julia Hammerl, Iris Maria Stromberger, Gabriela Zaucher, Gernot Piff, Bálint Walter, Gabriel Walther

Vorstellungen: 20., 22., 23., 25., 26., 30. und 31. August sowie 1. und 2. September 2023 / 20 Uhr

Spielort: klagenfurter ensemble, theaterHALLE11, Messeplatz 1 / 11, Klagenfurt

Reservierung: 0660 960 59 12 / jtk@jungestheaterklagenfurt.at

Weitere Informationen: www.jungestheaterklagenfurt.at

Junges Theater Klagenfurt

Der Verein Junges Theater Klagenfurt (JTK) wurde 2009 von der Klagenfurter Schauspielerin und Regisseurin Angie Mautz gegründet. Seit 2016 besteht das Leitungsteam neben Angie Mautz aus der Produktionsleiterin, Regieassistentin und Regisseurin Kerstin Haslauer und dem Schauspieler und PR-Beauftragten Clemens Janout. Die Mission des JTK ist es, im Raum Klagenfurt eine junge, unabhängige, jedoch qualitativ hochwertige Theaterplattform bereitzustellen, die einerseits (angehende) Kunstschaaffende in Kärnten fördert, andererseits dem potenziellen Theaterpublikum eine Alternative zu schon vorhandenen, konventionellen Unterhaltungsmöglichkeiten bietet. Bereits über zehn Jahre bespielt das Junge Theater Klagenfurt regelmäßig die theaterHALLE11 des klagenfurter ensemble am Klagenfurter Messegelände.

Schriftsteller Wilhelm Kuehs über DER NAME

Jon Fosse

Schreiende Möwen, ein Haus nahe des tosenden Meeres, eine Person, die am Fenster steht und hinausieht auf den Regen, auf die Menschen und ihr seltsames Tun. Das ist eine Szene, die in Jon Fosses Literatur immer wiederkehrt, ein Erkennungszeichen des 1959 in der norwegischen Kleinstadt Haugesund geborenen Schriftstellers.

Noch während des Studiums der Soziologie und Philosophie, später der Vergleichenden Literaturwissenschaft an der Universität Bergen veröffentlicht Jon Fosse 1983 seinen ersten Roman „Raudt, svart“ („Rot, Schwarz“). Sein noch ganz in der Moderne verhaftetes Debüt löste allerdings kein großes Echo aus. Erst als sich Fosse Anfang der 90er Jahre dem Theater zuwandte, nahm das „Phänomen Fosse“ Gestalt an.

Bald wurden die in karger Sprache abgefassten Stücke in ganz Europa gespielt. 1996 hatte Fosse für „Der Name“ den renommierten „Ibsen Preis“ erhalten. Der Durchbruch gelang unter anderem mit der deutschsprachigen Erstaufführung des Stücks bei den Salzburger Festspielen unter der Regie von Thomas Ostermeier. Bis 2012 schrieb Jon Fosse mehr als zwanzig Stücke, die in vierzig Sprachen übersetzt wurden und von Norwegen über Österreich und Deutschland bis in den Irak und China gespielt werden. Das deutet auf einen universellen Gehalt dieser Texte hin, die immer und immer wieder um das sogenannte Zwischenmenschliche kreisen, genauer gesagt, um die schier unüberwindliche Leere, die sich zwischen den Menschen auftut.

Jon Fosse wandte sich ab 2012 vermehrt der Prosa zu und legte zuletzt mit seinem siebenteiligen Roman „Der andere Name“ / „Ich ist ein anderer“ eine monumentale Meditation über die großen Fragen des Seins, des Alterns und Sterbens und die Suche nach dem Göttlichen in einer postindustriellen Welt vor. Seine literarische Arbeit wird ergänzt durch eine umfassende Übersetzertätigkeit. Unter anderem hat Jon Fosse Peter Handke, Franz Kafka und Georg Trakl ins Nynorsk, eine der beiden norwegischen Standardsprachen, übertragen.

Neben vielen anderen Auszeichnungen und der Nominierung zum Literaturnobelpreis erhielt Jon Fosse auch das lebenslange Wohnrecht in der sogenannten Grotte, einer Ehrenwohnung, die der norwegische Staat besonders bedeutenden Bürger:innen zur Verfügung stellt. Dem Vernehmen nach nimmt Jon Fosse diese Ehre aber nur eingeschränkt in Anspruch, da er sich zum Schreiben gern ins niederösterreichische Hainburg an der Donau zurückzieht.

Der Name – Namnet – 1995

Die schwangere Tochter kehrt nach langer Zeit zu ihrer Familie zurück. Irgendwo in der Einöde, in einem Haus versammeln sich die Tochter, die Mutter, der Vater und die kleine Schwester. Der Freund der Tochter, mutmaßlich der Vater des ungeborenen Kindes, stößt dazu. Eine Konstellation, die einen offensichtlichen Konflikt in sich birgt. Was werden die Eltern dazu sagen? Wie wird die kleine Schwester darauf reagieren? Wird der Kindsvater von der Familie aufgenommen, wird er abgestoßen sein von den Lebensverhältnissen der Eltern?

Doch das Drama konzentriert sich bald auf ein ganz anderes Zentrum, unbemerkt von den Protagonisten und zunächst auch von den Zuseher:innen. Erst allmählich wird zwischen den Halbsätzen, den hervorgestoßenen Worten etwas, nein, nicht sichtbar, nicht greifbar – nur als Ahnung steht da im Schweigen ein Geheimnis, um das alles kreist.

„Der Name“ ist nach „Und trennen werden wir uns nie“ (1993) Fosses zweites Theaterstück. Hier setzt er eine Figurenkonstellation, zu der er immer wieder zurückkommen wird. Die Familie, oder was von ihr übrig ist, steht für die Welt, und mit großer Beharrlichkeit exerziert Fosse die Möglichkeiten des Glücks und Unglücks durch und stößt dabei immer tiefer vor in eine Welt die gleichzeitig unheimlich und heimatlich ist.

Die leuchtende Dunkelheit der unglücklichen Familien

Das ungeborene Kind in der Finsternis und der Stille des mütterlichen Körpers erscheint wie ein enigmatisches Versprechen. Eine reine Seele wird geboren, aus der eine neue Welt entstehen kann, ganz ohne die Verletzungen und Bösarbeiten, in denen die Gesellschaft verfangen ist. Doch das eben geschieht nicht, kann nicht geschehen.

Noch bevor das Kind zur Welt kommt, ist es umflutet von den Gesprächen und der Stille seiner Umgebung, von den Verhandlungen über seinen Namen, über das Jäckchen, das es einmal tragen wird, ob es rosa sein wird oder blau oder gar aus einer Regenbogenfahne geschneidert. Und es ist weiterhin gefangen im Dunkeln, unfähig sich zu wehren oder zuzustimmen. Vielleicht träumt das Kind schon, welches Leben ihm bevorsteht, und das Strampeln ist gar kein niedlicher Ausdruck seiner Lebensfreude.

Selbstverständlich, das Kind weiß das alles nicht, ahnt es vermutlich nicht einmal. Aber wir wissen es und sehen trotzdem mit Zuversicht auf das kleine Geschöpf, das da in die Dunkelheit der Welt gestoßen wird. Ist das nicht eine Form des Selbstbetruges, der – bei aller Freude – zur Fortsetzung der Verletzungen führt?

Die Familie ist eine seltsame Maschine, die sich seit Jahrzehnten in Auflösung befindet, aber immer noch vor sich hinstottert. Die ideologische Überhöhung der Triade Vater-Mutter-Kinder zu einem stabilisierenden Faktor der Gesellschaft, ja zum Kern der Zivilisation, hat in letzter Zeit wieder Fahrt aufgenommen. Es wird die schweigende Mehrheit der Normalen beschworen, die angeblich genau diesem Ideal entspricht. Die Familie besitzt ein Einfamilienhaus, fährt mindestens einen, wenn nicht mehrere SUVs, dieselbetrieben, versteht sich.

Der Umstand, dass 2022 in Österreich insgesamt 29 Frauen in der überwiegenden Zahl von ihren Partnern ermordet wurden (2018 waren es 44), kann man noch mit dem beliebten Argument beiseite schieben, das sei ja nicht normal und es handle sich um Einzelfälle. In herkömmlichen Familien kommt das nicht vor, und deshalb ist alles gut. Aber vielleicht doch nicht so ganz. Immerhin 37 Prozent der Frauen wurden in ihrem Leben schon einmal von ihren Ehemännern und Lebensabschnittsgefährten geschlagen, getreten, mit einer Waffe bedroht oder Ähnliches.

Nun, auch das sind zwar viele, aber selbstverständlich alles Einzelfälle, bedauerlich, aber all diese Gewalt wird wie von selbst verschwinden, wenn wir zu den alten, guten, traditionellen Werten zurückkehren. Dann wird sich auch die Scheidungsrate von immerhin 34,5 Prozent im Vorjahr erübrigen. Eine stabile Familie lässt sich nicht scheiden. Sie ist der Hort der Eintracht und Keimzelle unserer Gesellschaft.

Diese Idee des Heils wurzelt in der Vorstellung, dass die Familie ähnlich wie das Neugeborene rein und vollkommen in die Welt tritt. Jede Familie ein Neuanfang, als wäre die Menschheit gerade erst aus dem Paradies verstoßen worden. Selbst wenn dieses Bild stimmen würde, wir sind aus dem Paradies verstoßen, und vor uns liegen Mord und Totschlag.

Die biblische Geschichte ist freilich nur eine Allegorie, aber eine, der man nachspüren kann, weil sie ein paar interessante Hinweise enthält. Die erste Familie der jüdisch-christlichen Mythologie zerfällt so schnell, wie sie sich gebildet hat, und auch das zweite Modell, Maria, Josef und Jesus, endet in einem Desaster.

Die meisten Familien sind gar nicht so. In den meisten Familien wird niemand umgebracht. Niemand wird in den Keller gesperrt und vergewaltigt. Zumindest nur ganz selten. Da werden nicht einmal Ohrfeigen ausgeteilt. Dennoch scheint sich alles um eine dunkle Mitte zu drehen. Das Bonmot, mit dem Tolstoi einst seine Anna Karenina einleitete, erweist sich bei näherer Betrachtung als unzutreffend. „Alle glücklichen Familien gleichen einander, jede unglückliche Familie ist auf ihre eigene Weise unglücklich.“

In Wirklichkeit gleichen sich auch alle unglücklichen Familien, denn in ihrem Inneren hat sich das Schweigen breitgemacht. Das Unglück mag immer neue

Formen annehmen, und damit ist jede Familiengeschichte für sich genommen ein einzigartiges Drama. Aber das Schweigen darüber ist überall dasselbe.

Das Schweigen wird in vielen Kulturen als große Tugend angesehen. Es soll die Menschen davon abhalten, sich im Weltgetriebe zu verlieren, und sie dazu bringen, sich auf das vermeintlich oder tatsächlich Wesentliche zu konzentrieren. Auf Gott, auf ihre persönliche Entwicklung, auf das glückliche Leben. Dass diese Vorgangsweise besonders schlau ist, wird mittlerweile bestritten. Seit dem Aufkommen der Psychoanalyse ist man zunehmend davon überzeugt, dass Reden hilft. Man könne das Trauma durch Gespräche sozusagen ausschaben, und es bliebe nur eine kleine, ganz unbedeutende Narbe auf der Seele, die einen immer an die überstandene Gefahr erinnere.

Wie auch immer es sich mit der Wirksamkeit der unterschiedlichen Methoden verhält, Familien sind gut darin, Traumata zu konservieren und weiterzugeben. In Kärnten ist das so sichtbar wie in Norwegen, ja vielleicht sichtbarer. Die einen laborieren in der dritten und vierten Generation daran, was ihnen die Deutschnationalen und die Nazis angetan haben. Die anderen laborieren daran, dass ihre Eltern und Großeltern die Deutschnationalen und Nazis waren. Eine große Familie, die Kärntner, wie von der Politik immer wieder betont wird. Was bindet aber die Mitglieder einer Familie in ihrem Schweigen und auch in ihrem Gerede an ihr Unglück? Könnten sie nicht, jeder für sich, seiner eigenen Wege gehen? Und damit dem Unheil entkommen, das wie ein Drache in einer Höhle auf sie lauert?

Nein, das können sie nicht. Oder nur in den seltensten Fällen. Sie würden auf ihrem Weg in die Fremde ihre Verletzungen mitnehmen und auch das Schweigen. Sie würden nicht entkommen. Die Verletzungen tragen wir mit uns und geben sie weiter. An unsere Partner:innen, an unsere Kinder, wir erben sie von unseren Eltern, und die wiederum haben sie von ihren Eltern geerbt. Eine lange Reihe streckt sich da in die Vergangenheit, und das Trauma manifestiert sich immer wieder, in jeder Generation in der Form eines Familiengeheimnisses. Um das schleichen alle herum, bereden es manchmal, aber viel öfter noch schweigen alle darüber. Jeder, der ihm zu nahe kommt, wird zurückgestoßen und gleichzeitig angezogen.

So umkreisen die Gespräche und das Schweigen das Dunkel, das sich irgendwo versteckt, in der Tiefe, in den Ritzen, am Dachboden – man will es gar nicht so genau wissen. Und man könnte es auch gar nicht, selbst wenn man wollte. Es lässt sich leugnen, aber es verschwindet nicht. Man kann versuchen, es zu ignorieren, aber es meldet sich immer wieder. Der Versuch, es ans Licht zu zerren, mag zwar gelingen, aber was weiter? Liegt dann der Kadaver, das Ungeheuer vor uns? Oder lebt es noch und greift uns an?

Und die glücklichen Familien von denen Tolstoi spricht, kann es die überhaupt geben? Selbstverständlich, aber sie unterscheiden sich nicht grundlegend von den unglücklichen. Auch in ihrem Inneren lauert das Unausprechliche und Unausgesprochene. Alle schweigen. Nur etwas ist anders. Ob sie es nun wissen oder nicht, die Mitglieder einer glücklichen Familie sehen die Verletzung des anderen und erkennen sich selbst darin. In diesem Erkennen liegt das Glück begründet, nicht in der Beseitigung des Unglücks, das unausweichlich ist.

Rückfragehinweis

Clemens Janout
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
jtk@jungestheaterklagenfurt.at
+43 (0) 699 1996 1111